„Flüstern in der Dunkelheit“

Manchmal,
wenn alles still wird,
wenn der Tag seine Stimme verliert
und die Schatten
langsam die Wände umarmen,
dann liegt dieses Herz wach.

Es liegt da,
in einem Zimmer,
dass zu klein ist,
zu groß ist,
zu leer ist,
zu voll ist.
Die Luft flimmert,
der Atmen geht flach,
und alles in diesem Raum
ist voller Fragen,
die an den Wänden hängen
wie unsichtbare Bilder:
„Warum bist du hier?“
„Warum bist du allein?“
„Wann wirst du endlich wieder leicht?“

Draußen,
vor dem Fenster,
leuchten die Straßenlaternen
wie schwaches, müdes Gold.
Ihre Strahlen fallen
durch die schmalen Spalten der Vorhänge,
zeichnen Muster auf den Boden,
auf die Hände,
auf das Gesicht,
das in der Dunkelheit liegt
und kaum mehr weiß,
wie es aussieht.

Es pocht.
Es pocht nicht aus Freude,
nicht aus Liebe,
nicht aus Sehnsucht.
Es pocht aus diesem leisen Schmerz,
diesem kaum fassbaren,
diesem nagenden Gefühl,
das wie ein dumpfer Schlag
von innen gegen die Brust hämmert,
immer wieder,
immer wieder.

Da ist ein Körper,
zusammengekauert in der Dunkelheit,
die Knie ans Kinn gezogen,
die Stirn gegen die kalte Wand gelehnt.
Die Hände umschließen sich selbst,
als wären sie das Einzige,
was noch Halt gibt.
Die Gedanken kreisen,
wie aufgescheuchte Vögel,
schlagen Flügel,

finden keinen Ausweg,
stoßen immer wieder gegen dieselben Fragen,
die wie unsichtbare Fensterscheiben
den Himmel versperren.

Warum fragt niemand:
„Wie geht es dir wirklich?“
Warum klingt jedes „Mir gehts gut“
wie eine Lüge,
die schwer auf der Zunge liegt,
so schwer,
dass sie fast bricht,
fast zu Boden fällt,
fast in Tränen zerfällt?

Die Stunden ziehen sich,
wie zäher Nebel,
schleppen sich von Minute zu Minute,
und in jeder dieser unendlichen Minuten
liegt das Sehnen,
das Flüstern:
„Sieh mich.“
„Hör mich.“
„Halt mich fest.“

Doch die Welt draußen
ist laut,
ist schnell,
ist hell,
Sie rennt,
sie stolpert,
sie tanzt,
ohne einen Blick,
ohne ein Innehalten.
Und hier drinnen,
in diesem kleinen, stillen Raum,
sitzt ein Herz,
das nur noch wispern kann.

Vielleicht,
vielleicht ist Einsamkeit
nicht nur Leere.
Vielleicht ist sie ein Spiegel,
ein stiller, unerbittlicher Spiegel,
der die Fragen stellt,
die sonst niemand stellt,
die in keiner Umarmung,
in keinem Gespräch,
in keinem Blick verschwinden:
„Wer bist du,
wenn niemand hinsieht?“
„Bist du noch da,
wenn keiner deinen Namen ruft?“
„Bist du genug,
wenn du niemanden fehlst?“

Und die Nächte vergehen,
dunkel, schwer,
wie schwarze Wellen,
die über die Seele rollen,

immer wieder,
immer wieder,
bis der Morgen kommt,
bleich,
verlegen,
als wüsste er selbst nicht,
ob er willkommen ist.

Manchmal,
wenn das Licht zurückkehrt,
fragt das Herz sich:
„Warum bin ich noch hier?“
Nicht aus Dunkelheit,
nicht aus Verzweiflung,
sondern aus diesem stillen Staunen,
dass man so viele Nächte überstehen kann,
so viele Stunden,
so viele Atemzüge,
ohne zu zerbrechen.

Ich möchte stark sein.
Ich möchte sagen:
„Ich brauche niemanden.“
Ich möchte lächeln,
aufrecht gehen,
meinen Schatten grüßen
und sagen:
„Ich habe mich selbst.“
Aber die Wahrheit ist:
Ich will gehalten werden.
Nicht immer.
Nicht jeden Tag.
Aber manchmal.
Einfach, um zu spüren,
dass ich noch da bin,
dass ich echt bin,
dass mein Name
nicht nur ein Geräusch ist,
sondern Bedeutung trägt.

Und dann,
wenn die Dunkelheit wiederkommt,
wenn die Schatten ihre Finger ausstrecken,
legt sich der Körper wieder zusammen,
wie ein verletztes Tier,
das in seiner Höhle kauert,
und wartet.
Wartet auf ein Geräusch,
eine Stimme,
eine Hand,
die sagt:
„Ich sehe dich.“
„Ich höre dich.“
„Ich bleibe.“

Bis dahin
sammeln sich die Gedanken,
die ungesagten Worte,
die Träume,
die nie hinausfinden,

die auf der Zunge brennen,
aber immer wieder hinuntergeschluckt werden.
Sie füllen den Raum,
sie füllen die Brust,
sie füllen die Augen,
bis es schwer wird,
bis es zu viel wird,
bis das Herz fast daran erstickt.

Vielleicht,
ja vielleicht,
ist das alles,
was bleibt:
Ein Herz,
das schlägt,
trotz allem.
Ein Herz,
das noch hofft,
trotz allem.
Ein Herz,
dass sich weigert,
aufzugeben,
auch wenn niemand kommt.

Und irgendwo,
irgendwo da draußen,
gibt es vielleicht jemanden,
der auch in seinem Zimmer sitzt,
der auch gegen die Dunkelheit ankämpft,
der auch flüstert:
„Ich bin hier."
Und vielleicht,
nur vielleicht,
finden sich diese beiden Stimmen,
irgendwann,
in der Nacht,
und weben aus ihrem Flüstern,
ein Lied,
das die Dunkelheit zerschneidet.

Bis dahin,
bis zu diesem einen Moment,
bleibt ein Körper,
bleibt ein Herz,
bleibt ein Flüstern,
in der Dunkelheit,
das leise sagt:
„Ich bin noch hier."

Vanessa Riegsinger